



Andrea Behnke

Frieda
und das
Glück der
kleinen
Dinge

Südpol



Doppeldecker mit Tränen

Heute ist Paps schon vor mir zu Hause.

„Du hast ja Staub im Gesicht.“ Er schmunzelt und pustet mir die Wollmäuse weg.

„Ich war mit Oma auf dem Dachboden.“

„Seit wann geht deine Oma wieder auf den Dachboden?“

„Anscheinend seit heute“, sage ich. „Ich wünsche mir übrigens ein neues Fernrohr.“ Ich gucke Paps skeptisch an.

„Du hast doch eins“, sagt er.

„Ich meine, so ein richtig Gutes.“

„Kannst du ja auf deinen Weihnachtswunschzettel schreiben“, meint Paps.

Weihnachtswunschzettel? Wir haben gerade mal Anfang Oktober. Bis Weihnachten ist es noch ewig hin. Und im Winter ist es eh so früh dunkel, dass ich das Fernglas nicht brauche.

„Bitte, Paps.“

„Ich bin doch kein ...“

... Goldesel, ergänze ich in Gedanken.

„Ich kann doch kein Geld käckeln.“ Paps sagt immer *käckeln*, weil er das Wort *kacken* so ordinär findet.

„Ja, ja.“ Ich ziehe die Stirn kraus.

Da kommt Mama zur Tür herein. „Na, meine Lieben“, ruft sie und guckt mir ins Gesicht. „Oh. Alarm, Alarm. Da gehe ich doch lieber erst mal hoch und ziehe mir eine bequeme Hose an.“ Wenn Mama von der Arbeit kommt, trägt sie immer so feine Stoffhosen. Darin sieht sie gar nicht aus wie meine Mama, sondern wie so eine Schaufensterpuppe in dem Bekleidungsgeschäft an der Ecke. So steif.

Pfeifend kommt sie die Treppe wieder herunter, in schlotteriger Jogginghose.

„Ach, Mama.“ Ich drücke sie kurz und sage: „Duuuu ... Ich wünsche mir was.“ Schnell füge ich hinzu: „Etwas ganz Sinnvolles.“

Paps wirft Mama einen bösen Blick zu. So einen *Fall-mir-ja-nicht-in-den-Rücken-Blick*. Mama guckt Paps beschwichtigend an.

„Na, erzähl schon“, sagt sie. Paps faucht leise. Ich muss grinsen, denn es klingt wie ein heiserer Löwe.

„Ein Fernrohr“, sage ich.

„Michael?“ Mama dreht sich einmal um die eigene Achse, aber Paps ist abgedampft.

„Das kann ich auch für die Schule gebrauchen“, sage ich. „Für Bio.“

Mama zögert. Dann sagt sie: „Vielleicht habe ich eine Idee.“ Ideen sind ja gut und schön, aber ein einfaches *Ja* wäre mir lieber gewesen.

„Bei Oma müsste mal Unkraut gezupft werden“, sagt sie. „Das sieht da vielleicht aus. Da könntest du dir sicher ein bisschen Taschengeld verdienen.“

Mir ist sofort klar, dass das eine ganz schlechte Idee ist, denn Oma mag es gar nicht, wenn man in ihrem Garten rumzupft. Für sie ist jedes Unkraut eine Blume. Doch erst einmal sage ich nichts.

Als ich ein paar Tage später wieder bei Oma bin, überlege ich hin und her, ob ich ihr was von Mamas Idee erzählen soll. Aber Oma sieht so müde aus, dass ich es lieber lasse. Sonst ärgert sie sich noch.

Ich schmiere uns beiden ein paar Butterbrote. Oma hat keine Brotschneidemaschine und sie lässt das Brot auch nicht beim Bäcker schneiden. Sie hat so ein Messer mit einem Abstandshalter dran. Damit kann man die Scheiben ganz gerade abschneiden. „Man braucht nicht für alles Maschinen“, meint Oma.

Ich belege ihr Brot mit Schinken und Tomaten. Oma will nur eine Scheibe, sie hat keinen richtigen Hunger. Bei mir ist da, wo eigentlich der Magen ist, ein Loch. Da muss jetzt ein Doppeldecker rein. Natürlich ohne Wurst. Ich bestreiche eine Scheibe mit Margarine und lege eine Scheibe Butterkäse darauf. Da drauf kommt wieder eine Scheibe Brot, noch mal Margarine, Salat, Tomaten und eine weitere Scheibe Käse, etwas Mayonnaise und noch ein Brot. Jetzt ist die Stulle so dick, dass ich gar nicht richtig abbeißen kann. Die Mayonnaise läuft mir rechts und links aus dem Mund und ich schmatze. Oma schmunzelt.

„Na, dir scheint's zu schmecken“, sagt sie. Ich nicke, denn sprechen kann ich gerade nicht. Oma mümmelt an ihrer Schnitte. Nach ein paar Bissen schiebt sie den Teller beiseite.

„Was ist los mit dir, Omi?“, frage ich und setze mich neben sie. Sie kommt mir gerade vor wie ein kleiner Spatz. Da, wo gerade noch der Hunger in meinem Bauch wohnte, ist mir jetzt, als hätte ich einen großen Ball verschluckt.

„Iss, Lenchen“, sagt Oma und zieht den Doppeldecker zu mir herüber. Lustlos beiße ich in das Brot, das ich eben noch so lecker gefunden habe.

„Erzähl mir doch mal von der Schule.“ Das Thema eignet sich nicht gerade, mich aufzuheitern. Und Oma soll sich auch keine Sorgen machen.

„Die Schule ist okay“, lüge ich also. „Ja, es ist ganz gut da.“

„Aber?“ Oma guckt mir in die Augen. Die sind noch so lebendig wie immer. Ich weiche ihrem Blick aus. Oma kann in mich hineingucken, das war schon immer so.

„Die Pausen sind doof.“

Oma lacht. „Na, das ist ja mal eine tolle Schülerin – eine die den Unterricht mag, aber die Pausen nicht.“

Sie nimmt mich in den Arm und zieht mich zu sich. „Das mag ich ja gar nicht glauben. Was ist denn da los?“

Ich schmiege mich an Oma. Sie hat ihre weiche Strickjacke an. Ich schniefe und merke, wie mir die Tränen kommen. Ich will das gar nicht. Ich will nicht weinen, aber die Jacke ist so kuschelig. So schön kuschelig. Und plötzlich kann ich nicht mehr anders. Die Tränen laufen mir nur so runter. Die Jacke wird ein wenig nass und riecht wie ein feuchtes Schaf. Wenn ein Schaf nass wird, dann riecht die Wolle so streng.

Und dann sprudelt es nur so aus mir heraus, mit Nele und mit den Obermagneten und mit allem.

„Ach, Schnubbel.“ Oma seufzt. „Was soll ich da nur sagen?“ Aber Oma muss gar nichts sagen, es ist so schön, dass sie einfach nur da ist.

Irgendwann sind alle Tränen rausgeweint. Selbst wenn ich noch weiterweinen würde, kämen keine Tränen mehr.

Oma reicht mir ein Taschentuch, eins aus Stoff. „Ein Tränentuch“, meint sie. „Zum Schnäuzen haben wir ja Papiertaschentücher, was?“

Ich tupfe meine Augen ab und frage: „Warst du auch irgendwie seltsam als Kind?“

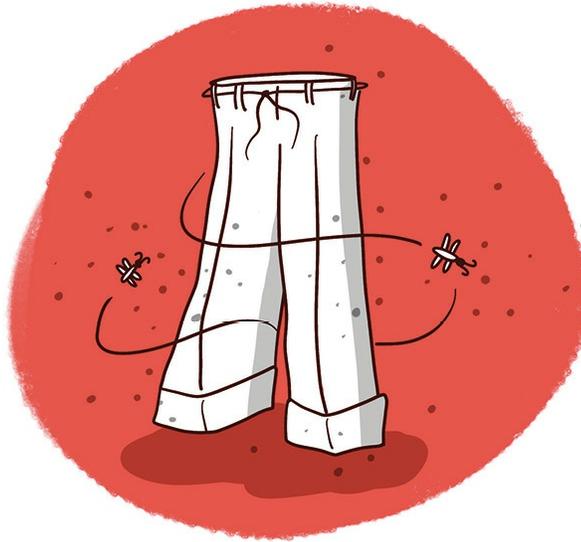
„Seltsam? Du bist doch nicht seltsam.“

„Aber nicht so wie die anderen.“

Oma nickt. „Oh ja“, sagt sie dann. „Und weißt du was? Irgendwann war ich stolz darauf.“

„Echt?“

„Und ich bin stolz auf dich, Lenchen.“



Hosenbeine

Oma steht langsam auf und zieht ihren Pulli glatt.

„Wo willst du hin, Omi?“

„Ich dachte, du hast vielleicht Lust noch mal auf den Dachboden zu gehen?“

„Aber du bist doch kaputt und hast kaum was gegessen.“

„Papperlapapp“, macht Oma. „Hier unten werde ich auch nicht fitter.“

Wir klettern die kleine Treppe hoch auf den Dachboden. Ich gehe hinter Oma, damit ich sie auffangen kann, falls sie fällt. Natürlich weiß ich, dass ich sie gar nicht fangen könnte. Aber ich fühle mich besser so. Oma setzt sich wieder in den kleinen Sessel. Das scheint so eine Art Tradition zu werden bei uns.

In der hintersten Ecke des Speichers steht eine Kommode aus dunklem Holz. Die erste Schublade hakt. Sie ist über und über mit alter Kleidung vollgestopft. Mit beiden Händen ziehe ich eine Hose heraus, eine, die aussieht wie eine zu kleine Anzughose, aus feinem Wollstoff mit Bundfalten.

„Dass die noch da ist“, sagt Oma. Ich reiche ihr die Hose, die sie mit ihren knubbeligen Fingern streichelt.

„Was ist mit der Hose?“, frage ich.

Friedas Mutter sortierte gerade Kleidung von Hans aus. Der Hans, der hatte so lange Beine bekommen, dass ihm nichts mehr passte. Die Hochwasserhosen sollte der Cousin bekommen, der war kleiner. Mutter packte die Hosen in einen Korb, morgen würde sie zur Tante gehen, um sie wegzubringen. Als Mutter einkaufen war, schnappte sich Frieda eine der Hosen. Sie zog ihr Kleid aus und probierte sie an. Ein wenig rutschte sie, aber mit einem Gürtel würde es schon gehen. Wie bequem die Hose doch war. Flink schlüpfte

Frieda aus der Hose, nicht dass Mutter sie so sah. Sie rannte zum Teich und versteckte die Hose in ihrer geheimen Schatzkiste im Gebüsch. Bevor Mutter heimkehrte, war sie wieder zurück und spielte auf dem Bürgersteig vorm Haus.

Am nächsten Tag ging sie wieder zum Teich. Schnell zog sie sich um, das Kleid stopfte sie in die Kiste. In Hose und Unterhemd kletterte sie auf die alte Eiche. Sie piff zwei Mal laut auf den Fingern. Da kam auch schon Theo um die Ecke. Ihr bester Freund. Er setzte sich auf den Ast neben Frieda.

„Guck mal“, sagte er und kramte aufgeregt in seiner Umhängetasche. „Hab ich für uns gebaut.“ Er reichte Frieda eine Toilettenrolle. Frieda runzelte die Stirn.

„Ein Fernglas“, sagte Theo. „Wozu hat man denn einen Onkel, der Brillen macht. Schau, hinten ist eine Linse drin.“

Frieda guckte durch die Rolle.

„Das ist ja fein“, sagte sie. „Alles ganz nah. Ein echter Feldstecher.“ Sie umarmte Theo so heftig, dass sie fast vom Baum gefallen wäre. Dann saßen die beiden lange still in ihrer Eiche, guckten durch das Fernglas und beobachteten die Wasservögel. Immer wieder schrieb Frieda etwas in ihr kleines Schulheft. Teichhuhn, notierte sie. Drei Wochen alt oder etwas älter. Kopf ist nicht mehr bunt. Oder Zwergtaucher im Prachtkleid. Frieda musste grinsen. Prachtkleid. Sie selbst hatte sich gerade gemausert. Frieda fühlte sich wie ein Vogel.

Oma guckt wehmütig, aber ihre Augen funkeln. Da dämmt es mir. Frieda! Oma ist selbst die Frieda von damals.

„Das ist deine Hose, nicht wahr?“

Oma nickt. Dass ich da nicht sofort drauf gekommen bin ...

Ich ziehe meine Jeans aus und die alte Stoffhose an. Zum Glück steckt ein Gürtel in den Schlaufen, denn die Hose ist mir etwas zu weit. In der Ecke entdecke ich einen Spiegel, darin betrachte ich mich von allen Seiten. Und ein kleines bisschen erkenne ich Oma. Solche Hosen würde heute kein Kind mehr tragen. Zu gerne würde ich Celines oder Pias oder Lindas Gesicht sehen, wenn ich so morgen in der Schule auflaufen würde.

Ich drehe mich einmal um mich selbst. Die Hosenbeine schlackern.

„Du siehst ein bisschen ... komisch aus, Lenchen.“

„Ich bin komisch“, sage ich ernst.

„Ach, Lenchen.“ Oma nimmt mich in den Arm.

„Und das ist okay so“, sage ich und schäle mich aus der Umarmung.